



# Das Unbehagen an der Ordinalisierung

Alex V. Barnard · Marion Fourcade

---

## Article by an MPiFG researcher

Alex V. Barnard, Marion Fourcade: Das Unbehagen an der Ordinalisierung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 73(supplement issue 1), 113-135 (2021). Springer  
The original publication is available at the publisher's web site: <https://doi.org/10.1007/s11577-021-00743-1>

---

Eingegangen: 31. Januar 2020 / Angenommen: 28. Februar 2020 / Online publiziert: 4. Mai 2021  
© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

**Zusammenfassung** Es gibt eine breite Literatur, die die Auseinandersetzungen untersucht, die in vielen institutionellen Kontexten über den Inhalt und Einsatz von Kategorien geführt werden. Demgegenüber argumentieren wir, dass nicht nur die Art der Kategorien umstritten ist, sondern auch die ihnen zugrundeliegenden Klassifikationsprinzipien. Im Anschluss an Fourcade (2016) identifizieren wir drei solcher Klassifikationsprinzipien: nominale Typologien, kardinale Zählungen und ordinale Rankings. Unsere These ist, dass die gegenwärtigen Gesellschaften durch eine Logik der *Ordinalisierung* gekennzeichnet sind. Ausdruck dieser Ordinalisierung sind die zunehmende Fluidität von Identitäten, die verbreitete Verwendung von Verfahren der Risikoeinschätzung und eine wachsende politische Polarisierung entlang einer einzigen Dimension, der links/rechts-Achse. Dieser Prozess verläuft jedoch ungleichförmig und ist auch umstritten. Die weiterhin bestehende Bedeutung nominal unterschiedener Gruppen („race“ ist dafür das herausragende Beispiel), der Widerstand, der sich gegen eine um sich greifende Kommensurierung formiert, und eine populistische „kardinale Revolte“, die numerische Mehrheiten zum alleinigen Maßstab für politische Legitimität erklärt, repräsentieren unterschiedliche und mehr oder weniger explizite Formen des Unbehagens an einer zunehmend ordinalisierten Moderne. Unser Zugang liefert einen theoretischen Rahmen, der es erlaubt, den

---

Der Beitrag orientiert sich in Struktur und Inhalt an Fourcade (2016).

---

**Übersetzung** Martin Bühler und Bettina Heintz

A. V. Barnard (✉)  
Department of Sociology, New York University  
295 Lafayette Street, New York, NY 10012, USA  
E-Mail: [ab8877@nyu.edu](mailto:ab8877@nyu.edu)

M. Fourcade  
Sociology Department, University of California, Berkeley  
410 Social Sciences Building, Berkeley, CA 94720-1980, USA  
E-Mail: [fourcade@berkeley.edu](mailto:fourcade@berkeley.edu)

gesellschaftlichen Wandel wie auch Unterschiede zwischen den Ländern in Termini der Klassen von Klassifikationen zu erfassen, die Gesellschaften in Bewegung setzen.

**Schlüsselwörter** Klassifikation · Zahlen · Kategorien · Soziale Theorie · Typologien

## Ordinality and its Discontents

**Abstract** Although a rich literature examines struggles between social actors about the content and deployment of categories across institutional domains, we argue that there are also conflicts about underlying metalevel principles of how to carry out the classification process. Following Fourcade (2016), we identify three such principles: nominal typologies, cardinal counts, and ordinal rankings. We argue that contemporary societies are marked by a general logic of “ordinalization” as identities become more fluid, actuarial methods generalize widely, and politics is polarized on a single left–right axis. This process is uneven and contested, however. The continued relevance of nominal groupings (race is a prime example), social resistance against commensuration, and a populist “cardinal revolt” that celebrates the legitimacy of simple numerical majorities represent different, and more or less explicit, forms of discontent with the progress of an ordinalized modernity. Approaching classification in this way provides a framework for characterizing social change and cross-national differences in terms of the classes of classifications that societies set in motion.

**Keywords** Classification · Numbers · Categories · Social theory · Typologies

## 1 Einleitung

Klassifikationen ermöglichen nicht nur Orientierung in der Welt, sondern erzeugen sie gleichzeitig. Die zusammengestückelten Kriterien eines privaten Medienunternehmens für das Ranking von Law Schools beeinflussen das Verhalten von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an unzähligen Universitäten. Die Quantifizierung sportlicher Leistung verändert die Art und Weise, wie Baseball als Sport funktioniert. Das Arkanwissen europäischer Weinklassifikationen bildet die Grundlage für ein weltweit durchsetzbares System von Markenrechten. Eine Änderung in den Diagnosekriterien für Depressionen führte nicht nur zu millionenfachen Verschreibungen von Psychopharmaka, sondern auch zu einem Anstieg von Personen, die sich selbst als „psychisch krank“ kategorisieren.<sup>1</sup> Kurz: Die physische und soziale Welt wird immer aufs Neue unterteilt und auf ganz unterschiedliche und scheinbar idiosynkratische Weise wieder zusammengebaut. Aber verbirgt sich hinter diesem klassifikatorischen Chaos nicht doch auch eine Ordnung?

<sup>1</sup> Für das Ranking von juristischen Fakultäten siehe Espeland und Sauder (2007), für das Scoring im Baseball Phillips (2019), für Wein Fourcade (2012) und für Depressionen Horwitz (2001) oder Schnittker (2017).

Der vorliegende Beitrag entwirft eine analytische Landkarte als Orientierungshilfe. Wir beginnen, erstens, mit der Darstellung von drei Hauptmodi klassifizierender Sinnstiftungen: der Klassifizierung nach Differenz (oder Nominalität), der Klassifizierung nach Anzahl (oder Kardinalität) und der Klassifizierung nach Rang (oder Ordinalität).<sup>2</sup> Um diese Typologie zu veranschaulichen, beziehen wir uns auf verschiedene Beispiele aus unterschiedlichen Orten und Zeiten. Zweitens zeigen wir, dass die drei Klassifikationsformen oft ineinander übergehen. Konflikte und sozialer Widerstand treten aus unserer Sicht meistens an den Schnittstellen von zwei, manchmal auch aller drei Klassifikationsmodi auf. Drittens argumentieren wir, dass die zunehmende Fähigkeit, Dinge und Menschen zu desaggregieren, zu vermessen und zu vergleichen, tiefgreifende soziotechnische Veränderungen im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben hervorruft. Wir nennen diesen allgemeinen Prozess, also die Auffassung, dass man Dinge und Menschen mittels Scores, Ratings und Rankings einteilen und steuern kann, *Ordinalisierung*. Im letzten Abschnitt zeigen wir auf, dass der zunehmenden Ordinalisierung auch Grenzen gesetzt werden, vor allem durch eine Wiedereinführung und Stärkung nominaler und kardinaler Logiken.

## 2 Eine Typologie von Typologien und eine Klassifikation von Klassifikationen

### 2.1 Nominale Klassifikationen

Nominale Urteile sortieren Objekte, Personen oder Ideen in diskrete, sich nicht überschneidende Arten. Das Aufkommen von Taxonomien in der Biologie des 18. Jahrhunderts ist dafür ein gutes Beispiel. Der Beginn dieser taxonomischen Inventarisierung und Klassifizierung von Pflanzen, Tieren und Menschen wird üblicherweise Carl Linnés *Systema Naturae* aus dem Jahr 1735 zugeschrieben. Auf der ganzen Welt wurden Proben gesammelt und sorgsam nach Ähnlichkeit oder Differenz eingeordnet (Schiebinger 1993). Der Ordnungs- und Klassifikationsdrang erstreckte sich jedoch weit über die Botanik und die Zoologie hinaus. Bis Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich ein derart umfassendes Wissen über die nichtbiologischen Aspekte der menschlichen Erfahrung angesammelt – über Artefakte, Sprachen und Rituale –, dass auch kulturelle Unterschiede in scheinbar wissenschaftliche Klassifikationsordnungen gebracht wurden.

Die Klassifikationssysteme des 19. Jahrhunderts markieren einen Bruch gegenüber den von Emile Durkheim und Marcel Mauss beschriebenen „primitiven Formen von Klassifikation“, die „Tiere, Menschen und unbelebte Objekte“ als „nahezu ausnahmslos in einem Verhältnis der vollkommensten Identität stehend“ begriffen, sie also noch nicht kategorial, sondern höchstens graduell voneinander unterscheiden (Durkheim und Mauss 1987, S. 175). Dieser Wandel verweist darauf, dass die Einteilung der sozialen wie der natürlichen Welt in nominale Kategorien weder automatisch noch konsensual erfolgt. Sie ist vielmehr das Resultat eines doppel-

<sup>2</sup> Für eine weitergehende Diskussion siehe Fourcade (2016).

seitigen und stets umstrittenen Prozesses, den Zerubavel (1996) als „lumping“ und „splitting“ bezeichnet hat. Auf der einen Seite werden Ähnlichkeiten akzentuiert und Unterschiede heruntergespielt, auf der anderen Seite werden aus geringfügigen Differenzen grundlegende Unterschiede abgeleitet. Deshalb konnten beispielweise graduelle Unterschiede im physischen Phänotyp zur Grundlage einer nominalen Unterteilung in kategorial strikt voneinander geschiedene „Rassen“ gemacht werden. Die enormen Variationen innerhalb der einzelnen „races“ wurden dadurch zum Verschwinden gebracht.

Zumindest theoretisch ist die durch nominale Klassifikationen geschaffene Welt flach und horizontal: Die verglichenen Einheiten verteilen sich gewissermaßen horizontal auf der gleichen Ebene, ohne in ein hierarchisches Verhältnis gebracht zu werden. Ein Beispiel dafür ist die verstreute Verteilung von Stämmen, Landgütern oder Städten über ein Territorium. Ein anderes Beispiel für eine nominale Logik ist der französische Begriff des *Terroir*. Das *Terroir*-Prinzip geht davon aus, dass sich jedes *Terroir* durch eine je besondere Verbindung von Boden, Klima und Geschichte auszeichnet, die landwirtschaftlichen Produkten und insbesondere Weinen ihre jeweilige Qualität verleiht. Die geografischen Unterscheidungen zwischen den einzelnen *Terroirs* mögen zunächst willkürlich gewesen sein, aber je mehr sich die mit ihnen verbundenen Praktiken und Vorstellungen verfestigt haben, desto „realer“ wurden sie. So wird z. B. ein Winzer aus dem französischen Dorf Vosne-Romanée auf der Unvergleichbarkeit seines Rotweins mit jenem aus der Nachbargemeinde Morey-St-Denis bestehen, obwohl die beiden *Terroirs* nur wenige Kilometer auseinanderliegen und beide Weine ausschließlich aus *Pinot-Noir*-Trauben hergestellt werden.

Der Glaube an die Angemessenheit solcher nominalen Unterscheidungen, die heute in elaborierten Klassifikationssystemen auf der ganzen Welt institutionalisiert sind, beruht auf der langen, vormodernen Geschichte, Territorien in Termini von Ortsnamen (Dörfer oder kleine Regionen), physischen Merkmalen und kulturellen Unterschieden (Labbé 2011) zu begreifen. Für die Volkszählung von 1800 forderte der französische Staat jedes Département auf, quantitative Informationen über seine Bevölkerung zu liefern. Als Antwort erhielten die Beamten der Zentralregierung detaillierte qualitative Monografien (Porter 1996, S. 36). Sie werden schnell realisiert haben, dass ihnen eine qualitative Beschreibung der Départements in nominalen Termini wenig nützt. Die Informationen konnten weder aggregiert werden, um daraus Erkenntnisse über die gesamte französische Bevölkerung zu gewinnen, noch erlaubten sie, die verschiedenen Départements hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit oder Bedürfnisse miteinander zu vergleichen. Um die Bevölkerung für den Staat „lesbar“ (Scott 1998) zu machen, musste ein neues Klassifikationsprinzip erfunden werden.

## 2.2 Kardinale Klassifikationen

Kardinale Klassifikationen sind aggregierend. In ihrer einfachsten Form bestehen sie aus der Zählung von Elementen, von denen angenommen wird, dass sie untereinander austauschbar sind. Kardinal klassifizierte Einheiten lassen sich leichter vergleichen als nominal klassifizierte, doch ist der Vergleich rein quantitativ. Die

Anwendung einer kardinalen Logik setzt deshalb voraus, dass die Zunahme (oder Abnahme) eines bestimmten Elements (eine Kumulierung des Gleichen) oder eine zunehmende (oder abnehmende) Diversität von Elementen (eine Kumulierung von Unterschieden) an sich schon als bedeutsam, wünschenswert und berechnungswürdig angesehen wird.

Die Umstellung auf kardinale Klassifikationen ist eine notwendige Voraussetzung für drei große Transformationen, die die Entstehung der modernen Welt begleitet haben. Wie neuere Untersuchungen nachgewiesen haben, haben moderne Staaten die (nominalen) Beobachtungskategorien des Zensus ständig ausgeweitet (Emigh et al. 2016; Loveman 2014). Das Erkenntnisinteresse der frühen Volkszählungen war dagegen ein primär kardinales: Sie waren in erster Linie an einfachen Auszählungen interessiert. Neue Mächte etablierten sich damals hauptsächlich durch Invasion, Versklavung und Plünderung. Jede dieser Machtformen spiegelt ein zentrales Herrschaftsinteresse an drei Größen wider: der Anzahl der Soldaten, die sie aus der in ihrem Gebiet lebenden Bevölkerung ausheben konnten, der Höhe der Steuern, die sie auspressen konnten (Tilly 1990), und der Menge an Geldwerten, die aus den kontrollierten Gebieten abgeschöpft werden konnte. Krieg war der Grund, weshalb Soldaten und Steuern eingetrieben wurden, und umgekehrt war er das Mittel, um Untertanen, Territorien und Reichtum anzuhäufen. Der zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert in Europa florierende Merkantilismus ging davon aus, dass die von einem Herrscher kontrollierte Menge an Gold und Silber der Gradmesser für den Wohlstand eines Landes sei. Im Laufe der Zeit wichen jedoch die rein ausbeuterisch angelegten Unternehmungen dem Handel als wichtigster Quelle der Vermögensanhäufung.

Die Zeit der Kardinalität ist aber auch heute mitnichten vorüber. Facebook versucht mit allen Mitteln, seine Nutzerbasis zu erweitern, um das größte soziale Netzwerk der Welt zu werden, die Reichen dieser Erde buhlen um einen Platz auf der Fortune-500-Liste und Datenhändler konkurrieren darum, wer die meisten Daten von den meisten Personen besitzt. All diese Beispiele illustrieren eine Handlungslogik, die hauptsächlich durch Quantitäten angetrieben wird. Einfaches Auszählen (von Menschen, Geld, Dingen) ist noch immer eine überragende Quelle von materieller und symbolischer Macht: Ein überwiegender Teil des politischen und wirtschaftlichen Lebens beruht noch immer auf Quantitäten.

Demokratie ist die zweite Transformation, die einer kardinalen Logik folgt. In diesem Fall handelt es sich aber um die Zahl von Stimmen. Die Französische Revolution löste die „États-Généraux“, die die Gesellschaft grob in Geistliche, Adelige und Bürgerliche eingeteilt hatte, auf und setzte an ihre Stelle die Nationalversammlung. Zumindest auf dem Papier erwuchs Macht nun aus der Anzahl der Abgeordneten, auf die man zählen konnte und die alle aus derselben, nun aber als homogen wahrgenommenen nominalen Gruppe stammten: den „Bürgern“. Wahlen sind deshalb paradigmatisch kardinal, weil es nur um die Anzahl qualitativ identischer Stimmen geht und von ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung abgesehen wird. Die Emotionen, die Wählerinnen und Wähler mit ihrer Wahl verbinden, oder ihr Engagement spielen keine Rolle. Jede Stimme ist lediglich eine zu tabellierende Zahl und der Unterschied von einer einzigen Stimme – eine Quantität – kann über Wahl oder Niederlage entscheiden.

Auch der Kapitalismus – die dritte Transformation – beruht im Wesentlichen auf einer kardinalen Logik. Für Marx (1972) liegt dem Kapitalismus ein Prozess zugrunde, der heterogene soziale Qualitäten in abstrakte, gleichförmig gemessene Quantitäten verwandelt. In vorkapitalistischen Gesellschaften wurde Geld als Mittler eingesetzt, um einen Gebrauchswert in einen qualitativ anderen Gebrauchswert zu übersetzen. Sobald sich jedoch der Fokus auf den Tauschwert verschob, ging es nur noch darum, mehr davon zu haben. Der einzige Grund, weshalb sich der Kapitalist auf Produktion und Handel einlasse, sei, so Marx, *mehr* Tauschwert zu generieren. Diese Transformation war deshalb erfolgreich, weil ehemals unvergleichbare Dinge wie Land oder Arbeit in Waren transformiert wurden, die sich zählen und messen ließen. Geld, das kardinale Medium *par excellence*, vollendete diesen Homogenisierungsprozess, in dessen Verlauf Dinge und Menschen zu zähl- und messbaren Waren wurden.<sup>3</sup> Damit kommen wir zur Ordinalität.

### 2.3 Ordinale Klassifikationen

Ordinale Klassifikationen bringen Sachverhalte entlang eines bestimmten Merkmals in eine Rangfolge. Wie nominale Klassifikationen erfordern sie zunächst eine Bewertung der qualitativen Eigenschaften eines Objekts und nicht bloß seiner quantitativen Aspekte. Im Unterschied zu nominalen Klassifikationen setzen ordinale Vergleiche aber eine gemeinsame Metrik voraus und ähneln in dieser Hinsicht kardinalen Klassifikationen, nur tritt an die Stelle von „weniger“ oder „mehr“ „schlechter“ und „besser“ oder „niedriger“ und „höher“. Aus diesem Grund kann man sagen, dass sich Soziologinnen und Soziologen, die sich für die normativ-wertende Dimension von Klassifikationen interessieren, im Wesentlichen mit ordinalen Klassifikationen befassen (Boltanski und Thévenot 2006; Bourdieu 1984; Lamont 1992, 2000).

Zwischen ordinalen und kardinalen Klassifikationen besteht zwar eine enge Verbindung, doch können beide auch voneinander unabhängig sein. In Frankreich war es z. B. lange Zeit üblich, dass die zuständigen Experten die Intelligenz einer Person anhand qualitativer Kriterien wie „Fähigkeit“, „Tugend“ oder „Talent“ beurteilten (Carson 2007, S. 15). Alle drei Eigenschaften wurden als relevant betrachtet, doch keine davon war klar definiert. In dieser Hinsicht glichen sie eher nominalen Klassifikationen: Man weiß, dass einige Dinge besser oder schlechter sind als andere, aber es fehlt ein präzises Vokabular, um zu begründen, weshalb das so ist.<sup>4</sup> Quantifizierung bietet eine einfache Möglichkeit, ordinale Urteile transparent und objektiv erscheinen zu lassen. In den Vereinigten Staaten von Amerika wurden Expertenurteile schon relativ früh durch IQ-Tests ersetzt, die als neutraler und demokratischer galten (s. a. Porter 1996). Dieser angebliche Fortschritt hin zu mehr Meritokratie hatte jedoch paradoxe Auswirkungen. Die Kombination einer Vielzahl von Merkmalen auf

<sup>3</sup> Wie Polanyi (2001) gezeigt hat, löste diese Kardinalisierung eine Gegenbewegung gegen die Kommodifizierung aus.

<sup>4</sup> Auch in anderen Bereichen ist man in Frankreich offensichtlich weniger gewillt, die Blackbox der Expertenurteile zu öffnen: In einer Richtlinie für Psychiater zur Identifikation gefährlicher Patienten warnte das französische Gesundheitsministerium kürzlich davor, „gewisse Skalen zur Vorhersage von Gefährlichkeit“ aus dem anglo-amerikanischen Kontext zu übernehmen (Direction générale de la santé 2012, S. 15).

einer einzigen Skala erleichterte Vergleiche zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Diese Vergleiche wurden jedoch dazu eingesetzt, die bestehende soziale Hierarchie zwischen den ethnischen Gruppen und Migrantengruppen zu legitimieren, die sich angeblich aus der IQ-Messung ableiten ließ. Mithilfe des IQ-Tests konnten Unterschiede als „natürlich“ ausgegeben werden, ohne das meritokratische Ideal zu verraten (Carson 2007, S. 78).

Die Geschichte des IQs zeigt, dass quantifizierte ordinale Urteile unter bestimmten institutionellen Umständen ansteckend sein können. In einer demokratischen Gesellschaft, in der sich Ungleichheiten nicht durch bürokratische Prinzipien und/oder soziale Privilegien rechtfertigen lassen, erwies sich „Intelligenz“ als besonders geeignetes Legitimationsinstrument, das sich auch dauerhaft in das politische Repertoire einschreiben konnte. In den 1950er-Jahren beriefen sich Eltern auf Intelligenzskalen, um zu begründen, dass es zwischen „normalen“ und Kindern mit „geistiger Behinderung“ einen Zwischenraum der „Lernschwäche“ gibt. Da die Einstufung als „geistig behindert“ in der Regel eine Heimeinweisung zur Folge hatte, nutzten betroffene Eltern den Zwischenbereich der „Lernschwäche“ als Argument, um „lernbehinderte“ Kinder in die reguläre Schule zu schicken, kombiniert mit zusätzlicher Unterstützung (Powell 2010). Eine ähnliche Funktion erfüllt in jüngerer Zeit das „Autismus-Spektrum“ (Eyal 2010), auch wenn Länder wie Deutschland oder Frankreich sich erst langsam von der nominalen Vorstellung lösen, dass „pathologische“ Kinder in spezialisierten Einrichtungen untergebracht werden sollten. Wie wir später noch ausführen werden, tendieren ordinale Maßskalen zu Inklusivität: Sie klassifizieren die Welt nicht nur anders, sondern sie bringen immer größere Teile der Welt in ein einziges, umfassendes Klassifikationssystem. Es ist dieser Anspruch auf Universalität und Verfahrensgerechtigkeit (jede und jeder wird nach denselben Kriterien bewertet), der ordinale Klassifikationen politisch so attraktiv macht.

Im Gegensatz zur Nominalität (die Zuordnung zu einer Kategorie voraussetzt) und zur Kardinalität (die auf der Macht der Zahl beruht), bezieht Ordinalität ihre Legitimation aus ihrer demokratischen Semantik. Rankings versprechen Bewegung und Durchlässigkeit, die nominalen Klassifizierungssystemen abgehen. Dies könnte ein Grund dafür sein, weshalb ordinale Klassifikationen in den USA so beliebt sind. In den Vereinigten Staaten scheint man von vornherein zu erwarten, dass alles und alle – Sportlerinnen und Sportler, Colleges, Weine, Ärztinnen und Ärzte, Restaurants, Krankenhäuser – vermessen, eingestuft und ihrem Rang entsprechend gehandhabt oder behandelt werden können (Esposito und Stark 2019). Ordinale Techniken passen nicht nur zur herrschenden Ideologie von Fortschritt und Mobilität, sie produzieren und reproduzieren auch die Vorstellung, dass sich das soziale und wirtschaftliche Leben als fairer Wettbewerb zwischen Gleichen abspielt (Espeland und Sauder 2007). Die weiterhin bestehende Bedeutung nominaler Unterschiede und die damit verbundenen Machtdifferenziale werden dadurch unsichtbar gemacht.

### 3 Transformationen und Interaktionen

Worauf man den Blick auch richtet, man wird immer alle drei Klassifikationsprinzipien entdecken können. Und es lassen sich überall Beispiele finden, die zeigen, dass

und wie sie miteinander verstrickt sind, sich überlagern oder ineinander übergehen. Im Folgenden gehen wir auf zwei Tendenzen ein, die wir als besonders wichtig erachten, das Entstehen nominaler Kategorien aus kardinalen Klassifikationen und die ordinale Einstufung nominaler Unterschiede.

### 3.1 Von kardinalen Klassifikationen zu nominalen Kategorien

Auch bloße Auszählungen können mit Bedeutung versehen sein und ein Eigenleben entwickeln. Durkheims klassische Untersuchung (1997) machte aus scheinbar voneinander unabhängigen, individuellen Suiziden ein eigenständiges soziales Phänomen: die Selbstmordrate. Scovilles (2019) Studie über einen „stupid little fish“ belegt, dass kardinale Klassifikationen neue (nominale) Einheiten hervorbringen können, die ihrerseits auf die Gesellschaft zurückwirken, aus der sie hervorgegangen sind. Mitte des 20. Jahrhunderts setzten sich die kalifornische und die Bundesregierung aktiv für die Vergrößerung der Fischbestände und die Sammlung und Identifizierung von unterschiedlichen Fischarten ein, also für eine „Kumulierung von Unterschieden“. Erst Jahrzehnte später verwandelten rückläufige Zahlen eine dieser neu identifizierten Fischarten – den Delta Stint – in eine machtvolle, normativ aufgeladene nominale Kategorie: in eine gefährdete Art. Dieselben Prozesse, die den Fisch in seinem Lebensraum gefährdeten, brachten also auch die Kategorie des „gefährdeten Fisches“ hervor. Um gegen die riesige Industrie zu protestieren, die aus dem Umbau der kalifornischen Wasserversorgung hervorgegangen war, konnten sich Umweltgruppen nun auf die Einzigartigkeit, Unvergleichbarkeit und Unersetzlichkeit des Stints berufen.

Zahlen können auch gezielt als Strategie verwendet werden, um Ressourcen zu mobilisieren und einem Anliegen Anerkennung zu verschaffen. Migranten aus den verschiedenen Gebieten Lateinamerikas wurden lange Zeit als distinkte Gruppen behandelt. Doch in den 1970er-Jahren begannen Aktivistinnen und Aktivisten, sie unter eine einzige Kategorie zu subsummieren – der Kategorie „Hispanics“ –, um sie und ihre Anliegen für Gesetzgeber und Unternehmen sichtbar zu machen (Mora 2014). Der zahlenmäßige Umfang der Kategorie Hispanics lässt sich jedoch nur dann ermitteln, wenn sie Eingang in die Statistik finden, d. h. an der Befragung teilnehmen und sich selbst als Hispanic identifizieren. Dies geschieht nicht von selbst, sondern erfordert, wie Rodríguez-Muñiz (2017) zeigt, aufwendige Mobilisierungs- und Aufklärungskampagnen vonseiten zivilgesellschaftlicher Akteure. Die jüngsten Bestrebungen, bei der Volkszählung die Staatsbürgerschaft abzufragen – ein eher durchsichtiger Versuch, die Gruppe der Hispanics aus wahl- und parteipolitischen Gründen statistisch kleiner zu machen –, ist ein weiteres Beispiel für die Bedeutung der numerischen Größe nominaler Gruppierungen.

Der Fall des „making hispanics“ belegt auch, dass nicht nur umstritten sein kann, welche Kategorie am besten auf eine soziale Gruppe passt, sondern auch, welche Kategorie wichtiger ist. Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner haben mit dem statistischen und politischen Aufstieg der Hispanics ihre Stellung als größte Minderheit verloren. In Reaktion darauf argumentieren sie nun vermehrt mit ihrer größeren Unterdrückung (ein ordinale Urteil) oder damit, dass sie schon viel länger in den USA leben (eine nominale Klassifikation, vgl. Abascal 2015). Das Beispiel ver-

anschaulicht, dass sich nominal definierte Kollektive über Zahlen zwar besonders leicht legitimieren lassen, diese Funktion aber auch von nominalen und ordinalen Argumenten übernommen werden kann.

### 3.2 Von nominalen Unterschieden zu ordinalen Rangfolgen

Im Abschnitt über nominale Klassifikationen haben wir die französische Weinklassifikation als Beispiel für eine „diskrete, sich nicht-überschneidende“ Kategorisierung verwendet, die nicht in „ein hierarchisches Verhältnis“ gebracht wird. Weinkennerinnen und Weinkenner könnten diese Charakterisierung zu Recht in Frage stellen. Denn faktisch zeichnet sich das französische Klassifikationssystem durch ein ständiges Gerangel darüber aus, welche Weine welcher Hierarchiestufe zuzuordnen sind, was mit enormen Preisunterschieden zwischen ihnen einhergeht (Fourcade 2012). Offensichtlich ist die Tendenz, nominale Gruppen in eine ordinale Rangfolge zu bringen, eine menschliche Universalie, der man kaum widerstehen kann. Obschon dies von einigen politischen Strömungen (z. B. dem Multikulturalismus) behauptet und gewünscht wird, sind die physischen und sozialen Grenzen zwischen sozialen Gruppen fast nie rein horizontal. Wie die Anthropologin Mary Douglas (1966) zeigte, entwickeln alle Gesellschaften ausgefeilte Regeln für die Aufteilung in „reine“ Insider und „verschmutzte“ und „kontaminierte“ Outsider.

In den meisten Gesellschaften werden soziale Gruppen oder Individuen nach „race“, Grundbesitz, Klasse, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Herkunft, Staatsbürgerschaft oder Territorium eingestuft. Ein Element passt in die *eine* nominale Kategorie, weil es *nicht* in die andere passt. Es sind diese Ausschließungen, aus denen sich die inhaltliche Bedeutung von Kategorien ergibt. In ihrer klassischen Studie zeigte Simone de Beauvoir (1989), dass es „Männer“ nur dadurch gibt, dass sie ein Anderes – die „Frauen“ – heraufbeschwören, gegenüber denen sie sich abgrenzen und über die sie herrschen können. Das heißt, hinter fast jeder kategorialen Unterscheidung verbirgt sich ein ordinales Urteil.

Dennoch liegt der politische Traum liberaler Demokratien in der Entkopplung von nominalen Kategorien und ordinalen Rangfolgen. Hierarchien gelten nur dann als legitim, wenn sie auf einer Ordinalskala beruhen, die alle einschließt (z. B. auf IQ-Tests oder auf Bildung) – und nicht auf kategorialer Zugehörigkeit. Gesellschaften unterscheiden sich allerdings darin, wie sie mit bestehenden (nominal unterschiedenen) Kollektiven umgehen. In Frankreich beispielweise ist der Staat blind gegenüber kategorial definierten Gruppen. Er „sieht“ nur Individuen – „Bürger“ – und bewertet diese auf der Basis von staatlich organisierten Prüfungen (die *Concours*), die den Anschein einer universalistischen Leistungsbeurteilung haben. In den USA sind dagegen bestimmte Kollektive, und vor allem jene, die auf „unfreiwilligen“ Kategorisierungen wie etwa nach „race“ beruhen, offiziell anerkannt (aus Gründen, die von Schutz bis zu Kontrolle reichen). Diese Anerkennung bezieht sich jedoch nicht auf freiwillige Zugehörigkeiten, etwa zu religiösen Gemeinschaften, die als Teil der Privatsphäre angesehen werden (Starr 1992).

## 4 Der Aufstieg der ordinalen Gesellschaft

### 4.1 Ordinale Identitäten

Wie wir oben ausgeführt haben, neigen alle Gesellschaften dazu, nominal unterschiedene Kategorien in eine ordinale Rangfolge zu bringen. In der heutigen (westlichen) Gesellschaft scheint sich die Tendenz zur „Ordinalisierung“ jedoch zu verstärken, jedenfalls in einigen Bereichen. Mit dieser Entwicklung beschäftigen wir uns im restlichen Teil dieses Beitrags. Ein besonders augenfälliges Beispiel, das von den einen (den Progressiven) begrüßt und von den anderen (den Konservativen) verurteilt wird, ist die Verflüssigung von Identitäten und die zunehmende Durchlässigkeit kategorialer Grenzen durch die Einführung intermediärer Kategorien oder kontinuierlicher Skalen. Zusammengenommen eröffnen beide Tendenzen die attraktive Vision einer Welt, in der Individuen nicht mehr durch Geburt oder Zuschreibung in einigen wenigen Kategorien gefangen sind, sondern sich selbst auf einem breiten Spektrum von Skalen einordnen können.

Geschlecht und Sexualität sind ein besonders prominentes Beispiel für den Zusammenbruch ehemals starrer Kategorien. Bereits 1948 stellte Alfred Kinsey die Annahme infrage, dass Heterosexualität/Homosexualität eine exklusive binäre Unterscheidung ist. „The world is not to be divided into sheep and goats. Not all things are black nor all things white. It is a fundamental of taxonomy that nature rarely deals with discrete categories. Only the human mind invents categories and tries to force facts into separate pigeon-holes. The living world is a continuum in each and every one of its aspects“ (Kinsey et al. 1998, S. 639). Was Kinsey damals behauptete, ist heute statistisch belegt: Gemäß nationaler Umfragen definieren sich immer mehr Frauen als „bisexuell“ und geben an, mit beiden Geschlechtern sexuelle Kontakte gehabt zu haben (England et al. 2016).

Bei der Kategorie „Geschlecht“ ist die Sachlage etwas komplizierter. Brubaker (2016) hat auf die widersprüchlichen Deutungen und Auswirkungen der zunehmenden sozialen Visibilität von Transgender-Personen hingewiesen. Für die einen gibt es nur zwei soziale („gender“) und nur zwei biologische Geschlechter („sex“). Einige Menschen werden mit einem sozialen Geschlecht geboren, das nicht ihrem biologischen Geschlecht entspricht, und beide sollten in Einklang gebracht werden. Das ist die Position, die sich viele Transsexuelle zumindest rhetorisch zu eigen machen, um eine mögliche Stigmatisierung abzuwehren oder um Versicherungsgelder für die Geschlechtsumwandlung zu erhalten (Johnson 2019). Nach einer anderen Lesart gibt es unterschiedlichste Kombinationen von Sex, Gender und Sexualität und damit eine Vielzahl von nominalen Kategorien, was etwa durch die (immer noch anwachsende) Liste von Facebook mit 71 Geschlechtsoptionen veranschaulicht wird. Eine dritte Auffassung besteht darin, „sex“ und „gender“ als zwei Kontinua zu betrachten, mit dem traditionellen „Mann“ und der traditionellen „Frau“ als den beiden Polen und einem breiten Spektrum von biologischen, sozialen und psychologischen Varianten dazwischen.

Ordinale Klassifikationen liegen nie auf der gleichen Ebene, sondern drücken immer eine Rangfolge aus. Dies zeigt sich z. B. daran, dass persönliche Selbstkategorisierungen, die sich im Privaten gegen die Starrheit nominaler Kategorien richten,

Kontroversen auslösen können, sobald sie öffentlich werden. Dazu kommt es vor allem in Kontexten, in denen soziale Gruppen nach wie vor nach nominalen Gesichtspunkten unterschieden werden. So berichtete die New York Times 2014 über die Herausforderungen, die sich aus der zunehmenden Zahl von Transmännern am Wellesley College, ein traditionellerweise „Frauen“ vorbehaltenes College, ergeben (Padawer 2014). Es ging um die Frage, ob jemand, der oder die sich als „masculine-of-center genderqueer“ identifizierte, als Multicultural Affairs Coordinator (MAC) der Studierendenvertretung fungieren und damit für die Förderung von „diversity“ und die Unterstützung historisch marginalisierter Gruppen zuständig sein könne. Es ist zwar offensichtlich, dass Transpersonen eher Opfer von Diskriminierung werden als Cis-Personen. Aber, wie einige Kritiker anmerkten, ist es ebenso offensichtlich, dass Frauen stärker benachteiligt sind als Männer. Aus diesem Grund schien es den Verantwortlichen unangemessen zu sein, dass jemand, der sich als Mann präsentiert – egal ob als Trans- oder als Cis-Mann – für die Förderung benachteiligter Gruppen zuständig sein sollte.

Die „racial identity“ hat sich für die Ordinalisierung als ein noch tückischeres Terrain erwiesen. Neuere Forschungen zum „Kolorismus“ und den gesundheitlichen und sozialen „Kosten der Hautfarbe“ (Monk 2015) widersprechen der Vorstellung, dass das nach „races“ geschiedene System in den USA ein ausschließlich nominales ist. Denn faktisch verlaufen Benachteiligungen nicht nur entlang von (nominalen) Grenzen zwischen einzelnen „races“, sondern auch (graduell) entlang der Hautfarbe und nehmen mit zunehmender Dunkelheit der Hautfarbe zu. Die Besonderheit der USA liegt darin, dass sie verschiedene (nominal unterschiedene) „races“ offiziell anerkennen, ihre Anzahl aber klein halten (Morning 2008). Anders sieht es in Brasilien aus. Hier werden „races“ nicht nominal unterschieden, sondern in eine gradualisierte Rangordnung gebracht (Telles 2004).

Könnte „race“ in Zukunft ähnlich verflüssigt und entkategorisiert werden wie „Geschlecht“? Die Hinweise dazu sind widersprüchlich. Während Caitlyn Jenner für ihre Entscheidung, sich als transsexuell zu outen, in der Öffentlichkeit gefeiert wurde, wurde Rachel Dolezal, eine Weiße, die sich als Schwarze identifizierte, scharf kritisiert (Brubaker 2016). Was Männern (oder Frauen) möglich ist, ist Weißen (oder Schwarzen) nicht erlaubt: Im einen Fall sind die kategorialen Grenzen fluide, im anderen Fall sind sie nach wie vor starr. Gleichzeitig gibt es in der US-Volkszählung seit 2000 die Option, sich mehr als einer „race“ zuzuordnen, was eine individualisiertere Form der Selbstkategorisierung erlaubt. Untersuchungen zeigen, dass als „weiß“ kategorisierte Personen den gentechnischen Nachweis, dass es unter ihren Vorfahren Nichtweiße gab, als Chance begreifen, sich von ihrer Hautfarbe zu distanzieren – ohne sich zu weit davon entfernen zu müssen (Roth und Ivemark 2018).

Aktivist:innen befürchten zu Recht, dass die Ordinalisierung sozialer Identitäten die Anerkennung und Mobilisierung nominal definierter Gruppen unterlaufen könnte. Ein Beispiel dafür ist der Diskurs um die *Mestizaje*, also die Idee, dass mit zunehmender Durchmischung die Bevölkerungen sich allmählich in einer Hierarchie gradueller „Weißheit“ aufwärts bewegen werden. Das Konzept des „racial mixing“ diente den lateinamerikanischen Staaten lange Zeit dazu, die kollektive Selbstkategorisierung als schwarz oder als indigen zu verhindern und politische Ansprüche ab-

zuwehren (Loveman 2014). Dass auch die betroffenen Gruppen selbst eine politische Schwächung befürchten, zeigt sich beispielsweise darin, dass sich Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner vergleichsweise selten als „mixed race“ kategorisieren (Liebler et al. 2017), auch dann nicht, wenn Gentests auf multiethnische Vorfahren hindeuten. Zudem würde das nichts daran ändern, dass sie von außen nach wie vor als „schwarz“ eingestuft würden. Auch soziale Bewegungen und Organisationen, die sich gegen rassistische Ungleichbehandlung und für mehr Gleichheit einsetzen, wissen um die Schwierigkeit, Menschen zu mobilisieren, die sich aufgrund ihrer besonderen Merkmale als einzigartig einstufen. Denn je individualisierter die Selbstkategorisierung ist, desto schwieriger wird die politische Mobilisierung. Die frei gewählten, sich stetig wandelnden „communities“ der sozialen Medien – oft als „Klicktivismus“ verspottet – haben sich bisher nur bedingt als Ersatz für jene Solidarität erwiesen, die durch nominale kategoriale Zugehörigkeiten geschmiedet wird und die auch dann zustande kommen kann, wenn es sich um eine von außen auferlegte Kategorisierung handelt (Schrade 2019). Aber trotz dieser Widerstände übt die zunehmende Ordinalisierung in anderen gesellschaftlichen Bereichen, etwa in der Wirtschaft oder der Politik, einen kaum zu bremsenden Sog aus.

## 4.2 Ordinaler Kapitalismus

Wie wir bereits erwähnt haben, zeichnet sich der Kapitalismus durch eine kardinale Logik aus. Als Marx (1972, S. 49) schrieb, dass „der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, als eine ‚ungeheure Warenansammlung‘“ erscheint, war es für ihn nicht wichtig, um welche Waren es sich im Einzelnen handelte (ähnlich wie der Kapitalist, der sich für Waren nur als Mittel der Geldvermehrung interessiert). Die kulturkritische Kapitalismuskritik in den 1960er-Jahren rebellierte vor allem gegen die Homogenisierungslogik der Kardinalisierung, die Konsumentinnen und Konsumenten als letztendlich ähnliche und austauschbare Abnehmer identischer Waren behandelte (Bell 1996; Debord 2000).

Der Kapitalismus hat darauf mit Flexibilisierung reagiert – mit der Herstellung von immer differenzierteren Produktpaletten, die den Verbraucherinnen und Verbrauchern die Möglichkeit gaben, ihre nominalen Mitgliedschaften durch ihre Konsumpräferenzen darzustellen. Die Massenproduktion trat ab und die flexible Spezialisierung betrat die Bühne (Boltanski und Chiapello 2005; Piore und Sabel 1984). Im Endeffekt führte diese Umgestaltung des Kapitalismus aber weder zu einer sozialen Nivellierung noch zu einer Zersplitterung in inkommensurable nominale Gruppen. Vielmehr erweiterten sich dadurch nur die Möglichkeiten, soziale Hierarchien und Klassenzugehörigkeiten durch die Art des Konsums sichtbar zu machen (Bourdieu 1984).

In der heutigen „enrichment economy“ bemisst sich sozialer Wert nicht mehr am kardinalen Maß des ökonomischen Reichtums, sondern an der Ansammlung ungleichartiger Objekte „treated as if they occupy the same plane“ (Boltanski und Esquerre 2016, S. 33). Die einen kaufen Yachten, die anderen Kunst. Dass traditionelle quantitative Maße als Statusindikatoren nicht mehr ausreichen, sondern Reichtum und sozialer Wert auch durch die Art der angesammelten Güter dargestellt werden muss, schien auch Jeff Bezos zu realisieren, als sein Vermögen die

Grenze von 100 Mrd. Dollar überschritt: „The only way that I can see to deploy this much financial resource is by converting my Amazon winnings into space travel“ (Murphy 2018).

Das entscheidendste Merkmal des ordinalen Kapitalismus ist aber die Demokratisierung der Möglichkeiten, aus rigiden Klassenzugehörigkeiten auszubrechen und sich in den verschiedenen Bewertungshierarchien aus eigener Kraft auf und ab zu bewegen (oder zumindest zu glauben, man könne das). Neue Technologien des Zeitmanagements und des Verhaltensmonitorings erlauben heute, sich als eine Person zu stilisieren, die ständig an sich arbeitet (Schüll 2016). Auch ethischer Konsum bedeutet nicht nur, dass man die neuen Angebote nutzt, wie etwa Bio- oder Fair-Trade-Produkte, sondern eröffnet vor allem auch die Möglichkeit, Produkte – und damit auch ihre Konsumenten – anhand neuer Metriken, wie etwa dem CO<sub>2</sub>-Fußabdruck, in eine moralische Rangfolge zu bringen (Johnston 2008). Alle diese Entwicklungen verstärken die bestehende Vorstellung über die Formbarkeit der US-amerikanischen Gesellschaft – einer Gesellschaft, die dem Credo folgt, dass Selbstdisziplin, verbunden mit freier Wahl, jeder und jedem die Chance gibt, sich selbst und die eigene Position ständig zu verändern.

Ordinale Ökonomie bedeutet nicht nur, dass man sich selbst in einer immer feiner differenzierten Hierarchie einstufen kann, sondern auch, dass man von außen immer präziser eingeordnet wird. Ein Beispiel ist der Wandel der Vergabepaxis auf dem Kreditmarkt. Die früher verwendeten nominalen Vergabekriterien (z. B. Geschlecht, „race“, Familienstand, Wohnviertel) wurden schrittweise durch ein internes Rating-system ersetzt, das ein immer breiteres Spektrum von Menschen anhand einer einheitlichen Skala einstuft: dem Kreditscore. Dahinter steht die Vorstellung sozialer Fluidität: Individuen werden nicht mehr über kategoriale Zugehörigkeiten definiert, die sie unter Umständen von Krediten ausschließen, sondern es wird erwartet, dass sich alle gemäß ihren Wünschen, Fähigkeiten und Ressourcen auf der Kreditskala hin- und her bewegen. In den USA sind Scoring-Methoden auch deshalb besonders attraktiv, weil sie für die Berechnungen nicht mehr auf soziodemografische Daten angewiesen sind und damit (nominal fundierte) Diskriminationsverbote umgehen können (Fourcade und Healy 2013, 2014). Dies betrifft nicht nur die Kreditvergabe, sondern auch die Bereiche Digital Health und Justiz. Darüber hinaus tendiert das Kredit-Scoring wie auch andere Ordinalskalen (wie etwa der IQ) zur Inklusion aller und erweitert dadurch den Markt für Kreditdienstleistungen.

Die Ordinalisierung des Wirtschaftslebens und die Ordinalisierung von Identitäten können sich gegenseitig verstärken. „Geistesranke“ waren einst eine kleine, begrenzte Gruppe und daher für private medizinische Akteure kaum von Interesse. Deshalb wurde ihre Betreuung weitgehend öffentlich finanziert (Grob 1991). Doch Mitte des 20. Jahrhunderts begannen einflussreiche Psychiater psychische Störung als ein graduelles Phänomen zu definieren. Karl Menninger erklärte 1965: „Most people have some degree of mental illness at some time, and many of them have a degree of mental illness most of the time“ (zit. nach Rose und Abi-Rached 2013, S. 118). Wie im Falle der Kreditvergabe führte diese Gradualisierung psychischer Krankheit dazu, dass an die Stelle scharf geschiedener Nominalkategorien eine feinkörnige Stufenleiter psychischer Krankheit trat, die Aufstiegsmöglichkei-

ten in Richtung psychischer Gesundheit bot, aber auch die Gefahr erhöhte, auf der Krankheitskala abzustiegen.

Dieser Logik folgend änderte die American Psychiatric Association 1980 im *Diagnostic and Statistics Manual* die Grundlage für die Klassifizierung von Krankheiten. Es wurden nur noch Symptome aufgelistet und von einigen konnten fast alle Menschen betroffen sein (Horwitz 2001). Mit diesem neuen Klassifikationssystem explodierte der potenzielle Markt für Antidepressiva – um den sich die Pharmaunternehmen zuvor nicht weiter gekümmert hatten, da er zu klein gewesen war.<sup>5</sup> Die neuen Medikamente boten nicht nur die Chance, der Kategorie „krank“ zu entkommen, sondern auch die Möglichkeit, sich selbst zu optimieren – und damit „better than well“ zu sein, so der Titel eines Buches von Carl Elliott (2004). Jede und jeder konnte sich nun als suboptimal gesund einstufen und auf Psychopharmaka zurückgreifen, um auf dem Kontinuum von Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit aufzusteigen. Nicht mehr eingebunden in kompakte Kollektive, wie soziale Klassen oder Berufsgruppen, wird vom Individuum in einer ordinalen Wirtschaft erwartet, dass es sich ständig verbessert und weiterentwickelt. Auch die zunehmende Verwendung von Stimulanzien wie Ritalin als Antwort auf steigenden schulischen Druck (King et al. 2014) ist Ausdruck einer ordinalen Wirtschaft, die Chancen verspricht, aber auch Ängste produziert.

### 4.3 Ordinale Polity

Die zunehmende Bedeutung ordinaler Skalen im wirtschaftlichen und sozialen Leben hat auch politische Auswirkungen. Eine paradoxe Folge des Kredit-Scorings besteht darin, dass sich nominale Unterschiede wieder einschleichen, obschon kategoriale Merkmale wie Geschlecht oder Wohnort bei der Kreditvergabe nicht mehr berücksichtigt werden dürfen (s. oben). Obschon Algorithmen ihre Berechnungen für Individuen anstellen, etwa wenn sie die Höhe von Krankenkassenprämien, das Rückfallrisiko von Straftäterinnen und Straftätern oder die Rückzahlungsbereitschaft von Kreditnehmern berechnen, sind es am Ende wieder die bereits zuvor benachteiligten sozialen Gruppen, die den Kürzeren ziehen (O’Neil 2016). Ähnlich führen auch Modellrechnungen mit Hunderten von Variablen, z. B. bei der Einschätzung der Gefährdung des Kindeswohls oder bei der Abklärung der Sozialhilfeberechtigung, dazu, dass sozial benachteiligte Personen in einem digital erzeugten Armenhaus landen, ohne dass die Modelle für die Ergebnisse und Folgen ihrer Berechnungen rechenschaftspflichtig sind (Eubanks 2017). Quantifizierung und Kalkulation wurden zwar in der öffentlichen Verwaltung schon lange eingesetzt, um Entscheidungen der öffentlichen Kontrolle zu entziehen (Porter 1996). Doch nun bleibt die Logik hinter den Rankings selbst den zuständigen Beamten verborgen.

<sup>5</sup> Arthur Stinchcombe machte 1967 in seinem Klassiker *Constructing Social Theories* nebenbei die Bemerkung, dass „depressive disorders ... account for a relatively small part of mental disease and thus do not affect the overall rates [of mental illness] very much“. Schizophrenie, die nur 1 % der Bevölkerung betrifft, „accounts for the bulk of the variation in overall mental disease rates“ (Stinchcombe 1987, S. 26). Es ist kaum vorstellbar, dass eine solche Behauptung heute noch aufgestellt würde, da nach den offiziellen Kriterien für Depression rund 20 % der Amerikanerinnen und Amerikaner mindestens einmal während ihres Lebens davon betroffen sind (Kessler und Bromet 2013).

Krippner (2017) gibt ein gutes Beispiel für das bereits erwähnte Entpolitisierungspotenzial ordinaler Klassifikationen. Da der Zugang zu Krediten zum Substitut für Lohneinkommen geworden ist (Krippner 2017, S. 2), hat sich der Einfluss der früheren klassenpolitischen Bewegungen, insbesondere der Gewerkschaften, abgeschwächt. Im Laufe der 1970er-Jahre wurde zunehmend deutlich, dass Kreditgeber Frauen systematisch benachteiligten, indem sie etwa Alimente oder Unterhaltsansprüche nicht berücksichtigten oder davon ausgingen, dass Frauen im gebärfähigen Alter irgendwann kein Einkommen mehr haben. Der Einsatz multivariater Kredit-Scorings ermöglicht es ihnen nun, die Ablehnung der Kreditgesuche von Frauen zu rechtfertigen, ohne explizit auf das kategoriale Merkmal „Frau“ Bezug zu nehmen. Das Verfahren bestand darin „to first disassemble the group identities constitutive of social and political action and then recombine the resulting fragments into a lifeless statistical aggregate“ (Krippner 2017, S. 21; s. a. Simon 1988).

Die Folgen der Ordinalisierung treten auch in anderen Bereichen des politischen Lebens zutage. In den Vereinigten Staaten von Amerika waren politische Parteien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein heterogene Gruppierungen von unterschiedlichen Wählerschaften und politischen Positionen. Die Tatsache etwa, dass das Spektrum bei den Republikanern von liberalen Republikanern aus Neuengland bis zu erzkonservativen „Dixiekraten“ reichte, machte es nahezu unmöglich, die Position der Parteien auf einer ordinalen, von liberal bis konservativ reichenden Skala einzustufen. Es war z. B. denkbar, dass jemand in sozialen Fragen eine liberale Meinung vertrat, aber bei wirtschaftlichen Themen eine konservative Position einnahm (oder umgekehrt). Gleichzeitig erleichterte die ideologische Heterogenität der Parteien die Bildung von parteiübergreifenden themenspezifischen Koalitionen, sofern es gelang, eine ausreichend große (kardinale) Anzahl von (nominal unterschiedenen) Wählerschaften zu mobilisieren. Das hat sich in letzter Zeit geändert. Politische Soziologen haben nachgewiesen, dass die wachsende politische „Polarisierung“ weniger mit einer zunehmenden Streuung auf der Links-Rechts-Skala zu tun hat, sondern damit, dass sich Parteien und Personen auf dieser Skala immer präziser und konsistenter einstufen lassen (Baldassarri und Gelman 2008). In einer Zeit, in der gewerkschaftsfreundliche, aber abtreibungsfeindliche weiße Wählerinnen und Wähler der Arbeiterklasse aus der Demokratischen Partei austreten und liberale Republikanerinnen und Republikaner aussterben, nimmt die politische Vielfalt innerhalb der Parteien immer mehr ab und die politischen Positionen der Einzelnen werden immer homogener. Die meisten Demokraten vertreten nun in praktisch allen Fragen eine Haltung, die sich „links“ von den Republikanern befindet, und aus der Parteizugehörigkeit lässt sich ziemlich genau ableiten, welche Position jemand bei einzelnen Sachthemen vertritt. So arbeiten z. B. Bewegungen wie die Tea Party darauf hin, jene republikanischen Politikerinnen und -politiker zu verdrängen, deren Position zu stark von der nunmehr einheitlichen, von „konservativ“ bis „liberal“ reichenden Skala abweicht (Skocpol und Williamson 2016).

Die Ordinalisierung des politischen Lebens ist jedoch nicht nur eine Frage der politischen Sortierung und Skalierung auf der Makroebene. Die Obama-Kampagne bekam viel Applaus für ihre Perfektionierung des „Micro-Targeting“ von Wählerinnen und Wählern unter Einsatz digitaler Medien. Mit dem Aufkommen von Big Data konnten Wahlhelferinnen und Wahlhelfer die Wahrscheinlichkeit berechnen,

mit der jemand wählen geht und dies auch im gewünschten Sinne tut. Beide Größen konnten verwendet werden, um politische Botschaft und Mobilisierungsstrategie besser aufeinander abzustimmen. Trotz aller identitätspolitischen Rhetorik war die Obama-Kampagne an etwas sehr viel Feinkörnigerem interessiert als an groben nominalen Kategorien. Man kann die Politik des „Micro-Targeting“ deshalb auch als eine Form der Kommensurierung – der Vergleichbarmachung – verstehen (Espeland und Stevens 1998), mit der die Vielfalt der politischen Positionen, sozialen Zugehörigkeiten und individuellen Motivationen auf jene ein (oder zwei) Dimensionen reduziert wird, die für politische Kampagnen von Interesse sind.

Was sind die Folgen dieses Wandels? In gewissem Sinne löst er einige der klassischen Informationsprobleme von Demokratien. Wählerinnen und Wähler können nun viel leichter feststellen, ob ihre eigenen Präferenzen mit jenen der Kandidatinnen und Kandidaten übereinstimmen. Umgekehrt sind Berater, adverse Organisationen (etwa Russlands Internet Research Agency) und Kampagnenbüros nun besser ausgerüstet, ihre politischen Botschaften so zu formulieren, dass soziale Spaltungen verstärkt, neue politische Ausrichtungen initiiert und politische Glaubenssysteme weiter zementiert werden (Wylie 2019). Mit der wachsenden Kohärenz und Rigidität der politischen Überzeugungen wird es schließlich immer einfacher, sie auch moralisch zu bewerten (Lakoff 2002). Wenn alle wissen, wo alle anderen politisch stehen – von den Kongressabgeordneten bis zu den Wählerinnen und Wählern –, dann muss man sein Netz nicht mehr in unbekannte Gewässer auswerfen, in der Hoffnung man finde jemanden, mit dem man einen politischen Kuhhandel abschließen kann. Für eine erfolgreiche Zusammenarbeit oder Koalition reicht es aus, jene anzusprechen, die sich direkt rechts oder links von einem befinden.

## 5 Gegenbewegungen

Wir haben die These aufgestellt, dass Ordinalisierung ein grundlegender Prozess moderner Gesellschaften ist, der alle Ebenen des Sozialen erfasst, von der Mikroebene der persönlichen Identität bis zur Makroebene der Wirtschaft. Wir haben aber auch behauptet, dass die drei zu Beginn unterschiedenen Klassifizierungsformen (nominal, kardinal, ordinal) sich ständig miteinander verschränken. Ausgehend von diesen Annahmen beschreiben wir in diesem Abschnitt die (nominalen und kardinalen) Kräfte, die sich der Ordinalisierung des Sozialen entgegenstellen, entweder indem sie den Prozess verlangsamen oder ihn in Richtung einer Wiederherstellung nominaler Kategorien oder einer Stärkung kardinaler Logiken treiben.

### 5.1 Schein-Entkategorisierung<sup>6</sup>

Die Vorstellung, dass sich nominale Kategorien im Zuge der Ordinalisierung auflösen, kann sich aus mehreren Gründen als Illusion erweisen. Erstens sind nur wenige Ordinalskalen vollkommen kontinuierlich. Egal, wie viele Punkte eine Weinbewertung oder eine IQ-Skala umfasst, es gibt immer einige Fälle, die zwischen den

<sup>6</sup> Dieser Begriff ist eine Paraphrase von Erving Goffmans (1972) Begriff der „Scheinnormalität“.

einzelnen Punkten liegen und deswegen aufgerundet oder abgerundet werden. Über solche Verfahren wird die Welt wieder „verklumpt“. Zweitens arbeiten viele Organisationen mit Schwellenwerten. Mit einem IQ-Wert von 130 kann ein Kind Zugang zur Begabtenförderung erhalten, während ein Kreditscore unter 620 eine Kreditnehmerin oder einen Kreditnehmer zu einer Subprime-Hypothek verdammt. Zudem sind viele Produkte und Dienstleistungen noch nicht so ausgestaltet, dass sie sich hinsichtlich ihrer Quantität, ihrer Qualität oder ihres Wertes vergleichen und auf einer Ordinalskala abbilden lassen.

Und schließlich ist es auch möglich, dass ordinale Klassifikationen nominale Unterschiede wieder reaktivieren. Seit Jahrzehnten relativieren Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler biologistische Konzeptionen von „Rasse“ mit dem konstruktivistischen Argument, dass menschliche Unterschiede „klnal“ seien – also phänotypische Variationen so viele graduelle Abstufungen enthielten, dass jede kategoriale Unterscheidung willkürlich sei. Die aus dieser Kritik resultierende Vorstellung, dass „race“ eine soziale Konstruktion ist, wird durch die moderne Genomik infrage gestellt (Morning 2014). Die neue „Rassen“-Genomik geht nicht mehr von der eugenischen Vorannahme aus, dass die Unterschiede zwischen „races“ real seien, um dann nach biologischen Beweisen zu suchen, über die sich die bestehenden rassistischen Hierarchien legitimieren lassen. Vielmehr wird argumentiert, dass Algorithmen wie der Kreditvergabealgorithmus „farbenblind“, also nicht diskriminierend, seien. Nur durch Zufall habe man festgestellt, dass viele physische Merkmale zusammen auftreten und – zufälligerweise! – mit den kulturellen Konstruktionen von „race“ korrespondieren.

## 5.2 Gescheiterte Quantifizierungen

Wir haben behauptet, dass ordinale Klassifikationen deshalb so attraktiv sind, weil sie Transparenz suggerieren, besonders dann, wenn sie quantifiziert sind (s. Porter 1996). In einigen Fällen lässt sich Zustimmung allerdings leichter erreichen, wenn die Bewertung auf einer so diffusen Grundlage beruht, dass unterschiedliche Gruppen der Auffassung sein können, dass sie ihren Interessen dient (Star und Griesemer 1989). In den 1970er-Jahren wechselte die University of Michigan von einem „zweigleisigen“ Bewertungssystem, bei dem schwarze und weiße Bewerberinnen und Bewerber unterschiedlich bewertet wurden, zu einem anscheinend gerechteren „eingleisigen“ System. Mit dieser neuen Bewertungsmethode wurden alle Bewerberinnen und Bewerber auf der Basis eines einheitlichen und standardisierten Punktesystems eingestuft, wobei Angehörige von Minderheiten einen Punktezuschuss erhielten (Hirschman et al. 2016). Mit diesem Verfahren ließen sich „race“, Abschlussnoten sowie die Ergebnisse standardisierter Zulassungstests und weitere Kriterien (z. B. ob jemand wegen seiner sportlichen Leistungen angeworben wurde oder einen Elternteil hat, der bereits an der University of Michigan studiert hat) auf einer gemeinsamen Skala abbilden und auf diese Weise untereinander vergleichbar machen.

Dies erwies sich jedoch als Achillessehne des Systems. Denn das Zusammenbinden unterschiedlichster Kriterien in einer Skala erlaubte es den Gegnerinnen und Gegnern des Zulassungssystems, die Bedeutung – den „Wert“ – von „race“ bei der

Zulassung direkt mit weniger umstrittenen Kriterien wie etwa der akademischen Leistung zu vergleichen. Am Ende lehnte der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten eine solche „Metrisierung“ von „race“ ab, erlaubte jedoch ihre Einbeziehung im Rahmen einer qualitativen Beurteilung. „Race“ konnte als Zulassungskriterium weiterhin berücksichtigt werden, doch wie genau wurde nicht spezifiziert. Die Bevorzugung von Angehörigen benachteiligter „races“ beruht zwar implizit nach wie vor auf ordinalen (Bewertung vergangener Diskriminierungserfahrungen) und kardinalen Kriterien (Anzahl der bereits zugelassenen Angehörigen von Minderheiten), aber beide Kriterien müssen hinter dem vagen Konzept der „diversity“ versteckt werden.

Die Vermessung psychischer Krankheiten ist ein weiteres Beispiel, an dem sich das Scheitern von Kommensurierung und Quantifizierung aufzeigen lässt. In den späten 1990er-Jahren begannen sich Forscherinnen und Forscher für eine „dimensionale“ Perspektive in der Psychopathologie einzusetzen und plädierten dafür, die bis dahin üblichen diskreten Krankheitskategorien durch einen gradualisierten Ansatz zu ersetzen, der psychische Krankheiten nach ihrem Schweregrad unterscheidet. Eine solche „Dimensionalisierung“ würde, so Whooley (2016, S. 33), „reconceive mental disorders as divergences on continuums between normality and pathology, a difference in degree rather than kind. Rather than an either/or categorical assessment, patients would be assessed along a spectrum, with diagnoses expressed numerically“. Die Umsetzung dieses Vorschlags hätte den Trend verstärkt, psychische Krankheiten auf einer kontinuierlichen Skala einzustufen, die alle Individuen und nicht nur die „psychisch Kranken“ erfasst (s. oben). Die Befürworter konnten die Klinikern und Kliniker jedoch nicht davon überzeugen, dass diese neue Methodik zu zuverlässigen Diagnosen führt, die sich auch in der Praxis bewähren. Das Beispiel offenbart, dass Ordinalisierung oft durch Entwicklungen im Bereich des Messens und Berechnens angetrieben wird, die in einigen sozialen Bereichen eher akzeptiert sind als in anderen.

Quantifizierung und Ordinalisierung können jedoch auch scheitern, wenn sie zu wenig transparent sind. Die enorme Verfügbarkeit von Daten hat eine Welle algorithmischer Automatisierung in öffentlichen und privaten Organisationen ausgelöst. Gegen die Unterwerfung unter das Diktat von Algorithmen hat sich jedoch Widerstand formiert, der sich zu seiner Legitimation auf die zunehmende Kritik an den zugrundeliegenden statistischen Methoden (O’Neil 2016) und an der Intransparenz der Algorithmen des maschinellen Lernens berufen kann. Die Stadtverwaltung von New York City richtete 2017 eine „Algorithmic Task Force“ ein, um ihre automatisierten Entscheidungssysteme zu überprüfen. In Houston, Texas, reichte der örtliche Lehrerverband gegen die Schulaufsicht eine Klage ein, in der die Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Fairness und Transparenz des standardisierten Bewertungssystems („value-added education assessment system“) zur Ermittlung von Leistungsprämien und zur Sanktionierung von angeblich leistungsschwachen Lehrerinnen und Lehrern infrage gestellt wurde. Der Richter stimmte zu, dass geheim gehaltene Algorithmen „nicht mit Rechtsstaatlichkeit in Einklang zu bringen sind“.

### 5.3 Kardinale Revolte

Ordinalisierung wirkt desaggregierend: Was einst stabile, intern homogene Kategorien waren, wie etwa *race*, erscheint nun als arbiträre Zusammenfassung unterschiedlichster Individuen in einer Kategorie. Ordinalisierung kann daher für jene bedrohlich sein, die symbolisch oder materiell in die Stabilität dieser Kategorien investiert haben oder deren Macht auf der (kardinalen) Größe nominal abgegrenzter Kollektive beruht.

Libérale Demokratien sind oft ein Kompromiss zwischen der Kardinalität der Mehrheitspolitik und dem Anliegen, nominal unterschiedene Kollektive zu schützen. Betrachten wir zur Illustration den Aufstieg populistischer Bewegungen in Osteuropa und Lateinamerika (Brubaker 2017; Weyland 2013). Obwohl die Regierungen in diesen Ländern als antidemokratisch kritisiert werden, sind ihre Wahlen im Großen und Ganzen nicht nur Schönfärberei. Trotz der Einflussnahme staatlicher Medien und der Einschüchterung der Wählerinnen und Wähler werden die Stimmen nach wie vor ausgezählt und haben das gleiche Gewicht. Mit dem Aufstieg von Einheitsbewegungen (wie dem *Chavismus* in Venezuela) und der Propagierung einer einheitlichen nationalen Identität (sei es eine türkische oder eine ungarische), haben nominale Unterschiede im Innern der Gesellschaft jedoch an Legitimation verloren. Das Grundprinzip des Populismus – die Behauptung eines radikalen Gegensatzes zwischen der „Elite“ und dem angeblich Klassengrenzen umspannenden „Volk“ (Bonikowski 2017) – ist ein ordinales Urteil, das auf einer kardinalen Logik basiert.

Dass Minderheiten „über denselben Kamm geschert“ werden (Jansen 2011, S. 19), ist ein Beleg dafür, dass nominale Unterschiede durch kardinale Vergleiche delegitimiert werden können. Einige der fremdenfeindlichsten und rassistischsten Regime finden sich ironischerweise an Orten mit der geringsten Vielfalt – wie beispielsweise in Polen. Appadurai (2006, S. 44) argumentiert, dass dieses Phänomen darauf zurückzuführen sei, dass in einer Welt, in der Globalisierung und Einwanderung die Gruppengrenzen verwischt haben, winzige Minderheiten in der Lage seien „to remind majorities of the small gap which lies between their condition as majorities and the horizon of an unsullied national whole“. Ein anderes Beispiel ist die heftige konservative Opposition gegen Transgender-Personen: Die Befürchtung ist weniger, dass Transgender-Personen zu einem zahlenmäßig bedrohlichen Wahlblock werden könnten. Die Angst bezieht sich vielmehr darauf, dass die Anerkennung von Transgender-Personen (ein nominales Prinzip) die auf einer kardinalen Logik beruhende Vorstellung aushebeln könnte, dass für die Zuteilung von politischer Macht nur die Anzahl der Stimmen zählt.

## 6 Fazit

Ordinalisierung breitet sich im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben immer weiter aus: Ratings und Rankings nehmen überall zu und dienen Institutionen dazu, die soziale und materielle Welt zu erfassen, zu verstehen und zu ordnen. Fortschritte bei der Erfassung und Verarbeitung von Informationen führen dazu, dass

Individuen nicht mehr als ganze Personen oder als Angehörige einer sozialen Gruppe behandelt werden, sondern als Bündel unterscheidbarer persönlicher Merkmale (Gerlitz und Lury 2014), die je für sich analysiert, zusammengesetzt und verglichen werden können (Krippner 2017).

In einer liberalen Gesellschaft liegt die Attraktivität der Ordinalisierung darin, dass sie die Individuen davon befreit, in nominalen Kategorien gefangen zu sein oder als eine weitere gesichtslose kardinale Entität behandelt zu werden. Risiken ergeben sich jedoch aus ihren Rückkopplungseffekten, indem hinter einem Schleier von Fairness, Präzision und Objektivität traditionelle Grenzen und Ungleichheiten verstärkt oder neu geschaffen werden. Ordinalisierung ist daher von einem Unbehagen begleitet. Die Basis dieses Unbehagens liegt in den Grenzen der Vergleichbarmachung und Ordinalisierung, in der Beständigkeit nominaler Kategorien und Solidaritäten und in der hohen Legitimität kardinaler Auszählungen.

## Literatur

- Abascal, Maria. 2015. Us and them: Black-white relations in the wake of hispanic population growth. *American Sociological Review* 80:789–813.
- Appadurai, Arjun. 2006. *Fear of small numbers*. Durham, NC: Duke University Press.
- Baldassarri, Delia, and Andrew Gelman. 2008. Partisans without constraint: Political polarization and trends in American public opinion. *American Journal of Sociology* 114:408–46.
- De Beauvoir, Simone. 1989. *The second sex*. New York, NY: Vintage.
- Bell, Daniel. 1996. *The cultural contradictions of capitalism*. 20th Anniversary. New York, NY: Basic Books.
- Boltanski, Luc, and Eve Chiapello. 2005. *The new spirit of capitalism*. London, UK: Verso.
- Boltanski, Luc, and Laurent Thévenot. 2006. *On justification: Economies of worth*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Boltanski, Luc, and Arnaud Esquerre. 2016. The economic life of things. *New Left Review* (98):31–54.
- Bonikowski, Bart. 2017. Ethno-nationalist populism and the mobilization of collective resentment. *The British Journal of Sociology* 68:181–213.
- Bourdieu, Pierre. 1984. *Distinction*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Brubaker, Rogers. 2016. *Trans: Gender and race in an age of unsettled identities*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Brubaker, Rogers. 2017. Why populism? *Theory and Society* 46:357–85.
- Carson, John. 2007. *The measure of merit: Talents, intelligence, and inequality in the French and American Republics, 1750–1940*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Debord, Guy. 2000. *Society of the spectacle*. Detroit, MI: Black & Red.
- Direction générale de la santé. 2012. *Plan psychiatrie et santé mentale, 2011–2015*. Paris, Frankreich: Direction générale de la santé.
- Douglas, Mary. 1966. *Purity and danger: An analysis of the concepts of pollution and taboo*. London, UK: Routledge.
- Durkheim, Emile. 1997. *Suicide*. New York, NY: The Free Press.
- Durkheim, Emile, and Marcel Mauss. 1987. Über einige Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen. In Emile Durkheim. *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*, Hrsg. Hans Joas, 169–256. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elliott, Carl. 2004. *Better than well: American medicine meets the American dream*. New York, NY: W. W. Norton & Company.
- Emigh, Rebecca Jean, Dylan Riley and Patricia Ahmed. 2016. *Changes in censuses from imperialist to welfare states: How societies and states count*. New York, NY: Palgrave Macmillan.
- England, Paula, Emma Mishel and Monica L. Caudillo. 2016. Increases in sex with same-sex partners and bisexual identity across cohorts of women (but not men). *Sociological Science* 3:951–970.
- Espeland, Wendy Nelson, and Mitchell L. Stevens. 1998. Commensuration as a social process. *Annual Review of Sociology* 24(1):313–343.
- Espeland, Wendy Nelson, and Michael Sauder. 2007. Rankings and reactivity: How public measures re-create social worlds. *American Journal of Sociology* 113:1–40.

- Esposito, Elena, und David Stark. 2019. What's observed in a rating? Rankings as orientation in the face of uncertainty. *Theory, Culture & Society* 36: 3–26.
- Eubanks, Virginia. 2017. *Automating inequality. How high-tech tools profile, police and punish the poor*. New York, NY: St Martin's Press.
- Eyal, Gil. 2010. *The autism matrix*. Cambridge, MA: Polity.
- Fourcade, Marion. 2012. The vile and the noble. *The Sociological Quarterly* 53:524–545.
- Fourcade, Marion. 2016. Ordinalization. *Sociological Theory* 34:175–195.
- Fourcade, Marion, und Kieran Healy. 2013. Classification situations: Life-chances in the neoliberal era. *Accounting, Organizations and Society* 38:559–572.
- Fourcade, Marion, und Kieran Healy. 2014. *Credit scores and the moralization of inequality*. Presented at the Annual Meeting of the American Sociological Association.
- Gerlitz, Carolin, und Celia Lury. 2014. Social media and self-evaluating assemblages: On numbers, orderings and values. *Distinktion: Scandinavian Journal of Social Theory* 15: 174–188.
- Goffman, Erving. 1972. *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grob, Gerald N. 1991. *From asylum to community: Mental health policy in modern America*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Hirschman, Daniel, Ellen Berrey und Fiona Rose-Greenland. 2016. Dequantifying diversity: Affirmative action and admissions at the University of Michigan. *Theory and Society* 45:265–301.
- Horwitz, Allan V. 2001. *Creating mental illness*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Jansen, Robert S. 2011. Populist mobilization: A new theoretical approach to populism. *Sociological Theory* 29:75–96.
- Johnson, Austin H. 2019. Rejecting, reframing, and reintroducing: Trans people's strategic engagement with the medicalisation of gender dysphoria. *Sociology of Health & Illness* 41:517–532.
- Johnston, Josée. 2008. The citizen-consumer hybrid: Ideological tensions and the case of whole foods market. *Theory and Society* 37:229–270.
- Kessler, Ronald C., und Evelyn J. Bromet. 2013. The epidemiology of depression across cultures. *Annual Review of Public Health* 34:119–138.
- King, Marissa D., Jennifer Jennings und Jason M. Fletcher. 2014. Medical adaptation to academic pressure schooling, stimulant use, and socioeconomic Status. *American Sociological Review* 79:1039–1066.
- Kinsey, Alfred C., Wardell B. Pomeroy und Clyde E. Martin. 1998. *Sexual behavior in the human male*. Bloomington, IN: Indiana University Press.
- Krippner, Greta R. 2017. Democracy of credit: Ownership and the politics of credit access in late twentieth-century America. *American Journal of Sociology* 123:1–47.
- Labbé, Thomas. 2011. La revendication d'un terroir viticole: La Côte-de-Beaune à la fin du XVIIIe siècle. *Histoire & Sociétés Rurales* 35: 99–126.
- Lakoff, George. 2002. *Moral politics: How liberals and conservatives Think*. 2nd ed. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle. 1992. *Money, morals, and manners: The culture of the French and the American upper-middle class*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle. 2000. *The dignity of working men: Morality and the boundaries of race, class, and immigration*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Lieber, Carolyn A., Sonya R. Porter, Leticia E. Fernandez, James M. Noon und Sharon R. Ennis. 2017. America's churning races: Race and ethnicity response changes between census 2000 and the 2010 census. *Demography* 54:259–284.
- Loveman, Mara. 2014. *National colors: Racial classification and the state in Latin America*. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Marx, Karl. 1972. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band, Berlin: Dietz Verlag.
- Monk, Ellis P. 2015. The cost of color: Skin color, discrimination, and health among African-Americans. *American Journal of Sociology* 121:396–444.
- Mora, G. Cristina. 2014. Cross-field effects and ethnic classification. *American Sociological Review* 79:183–210.
- Morning, Ann. 2008. Ethnic classification in global perspective: A cross-national survey of the 2000 census round. *Population Research and Policy Review* 27:239–272.
- Morning, Ann. 2014. Does genomics challenge the social construction of race? *Sociological Theory* 32:189–207.
- Murphy, Mike. 2018. Jeff Bezos thinks his fortune is best spent in space. *Market Watch*. 1. Mai. <https://www.marketwatch.com/story/jeff-bezos-thinks-his-fortune-is-best-spent-in-space-2018-05-01> (Zugegriffen: 05. Sept. 2019).

- O'Neil, Cathy. 2016. *Weapons of math destruction: How big data increases inequality and threatens democracy*. New York, NY: Crown.
- Padawer, Ruth. 2014. When women become men at Wellesley. *The New York Times*, October 15.
- Phillips, Christopher. 2019. *Scouting and scoring: How we know what we know about baseball*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Piore, Michael J., und Charles F. Sabel. 1984. *The second industrial divide: Possibilities for prosperity*. New York, NY: Basic Books.
- Polanyi, Karl. 2001. *The great transformation*. 2nd ed. Boston, MA: Beacon Press.
- Porter, Theodore M. 1996. *Trust in numbers: The pursuit of objectivity in science and public life*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Powell, Justin J. W. 2010. Change in disability classification: Redrawing categorical boundaries in special education in the United States and Germany, 1920–2005. *Comparative Sociology* 9:241–267.
- Rodríguez-Muñiz, Michael. 2017. Cultivating consent: Nonstate leaders and the orchestration of state legibility. *American Journal of Sociology* 123:385–425.
- Rose, Nikolas, und Joelle M. Abi-Rached. 2013. *Neuro: The new brain sciences and the management of the mind*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Roth, Wendy D., und Björn Ivermark. 2018. Genetic options: The impact of genetic ancestry testing on consumers' racial and ethnic identities. *American Journal of Sociology* 124:150–184.
- Schiebinger, Londa L. 1993. *Nature's body: Gender in the making of modern science*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.
- Schnittker, Jason. 2017. *The diagnostic system: Why the classification of psychiatric disorders is necessary, difficult, and never settled*. New York, NY: Columbia University Press.
- Schradie, Jen. 2019. *The revolution that wasn't*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Schüll, Natasha Dow. 2016. Data for life: Wearable technology and the design of self-care. *BioSocieties* 11:317–333.
- Scott, James. 1998. *Seeing like a state*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Scoville, Caleb. 2019. Hydraulic society and a 'stupid little fish': Toward a historical ontology of endangerment. *Theory and Society* 48:1–37.
- Simon, Jonathan. 1988. The ideological effects of actuarial practices. *Law & Society Review* 22:771–800.
- Skocpol, Theda, und Vanessa Williamson. 2016. *The Tea Party and the remaking of republican conservatism*. 2nd ed. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Star, Susan Leigh, und James R. Griesemer. 1989. Institutional ecology, translations and boundary objects: Amateurs and professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. *Social Studies of Science* 19:387–420.
- Starr, Paul. 1992. Social categories and claims in the liberal state. *Social Research* 59:263–295.
- Stinchcombe, Arthur L. 1987. *Constructing social theories*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Telles, Edward. 2004. *Race in another America*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Tilly, Charles. 1990. *Coercion, capital, and European states: AD 990–1990*. Cambridge, UK: Blackwell.
- Weyland, Kurt. 2013. The threat from the populist left. *Journal of Democracy* 24:18–32.
- Whooley, Owen. 2016. Measuring mental disorders: The failed commensuration project of DSM-5. *Social Science & Medicine* 166:33–40.
- Wylie, Christopher. 2019. *Mindf\*ck. Cambridge Analytica and the plot to break America*. New York, NY: Random House.
- Zerubavel, Eviatar. 1996. Lumping and splitting: Notes on social classification. *Sociological Forum* 11:421–433.

**Alex V. Barnard** 1987, PhD, Assistant Professor of Sociology, New York University. Forschungsgebiete: Medizin, Politik, Sozialpolitik, Mental Health, Vergleichende Kulturosoziologie. Veröffentlichungen: Bureaucratically Split Personalities: Reordering the Mentally Disordered in the French State, *Theory & Society* 48, 2019; Freegans: Diving into the Wealth of Food Waste in America. Minneapolis 2016; Making the City Second Nature: Freegan ‚Dumpster Divers‘ and the Materiality of Morality, *American Journal of Sociology* 121, 2016.

**Marion Fourcade** 1968, PhD, Professor of Sociology, University of California, Berkeley. Forschungsgebiete: Knowledge, Science and Technology Studies, digitale Gesellschaft, Ökonomie, Kultur und Politik, Vergleichende und Historische Soziologie, Soziologische Theorie. Veröffentlichungen: *Loops, Ladders and Links: The Recursivity of Social and Machine Learning*, *Theory and Society* 49, 2020 (mit F. Johns); *Seeing Like a Market*, *Socio-Economic Review* 15, 2017 (mit K. Healy); *Ordinalization*, *Sociological Theory* 34, 2016; *Economists and Societies: Discipline and Profession in the United States, Britain and France, 1890s to 1990s*. Princeton 2009.